

Die große Liebe.

Roman von Louise Schulze-Brück.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Während die anderen eifrig debattierten, sich dabei erhitzten und überhitzten, ließ Janna nachdenklich in ihrem Sessel. Wozu sie wohl bestimmt war? Zur Gattin und Mutter? Sie liebte Kinder sehr. Die kleinen Geschöpfe rührten ihr tiefstes Herz. Stundenlang konnte sie mit den Kindern ihrer Freundin spielen, sich mit ihnen beschäftigen. Und Kinder besitzen, das erschien ihr als das höchste Glück.

Da hörte sie Erich Weiß' dringende Stimme. „Große Liebe, — Unfün. Große Liebe, diese sogenannte große Liebe ist ja nur ein Kniff der Natur, ein Verrug, den sie an uns begeht. Habt Ihr alle schon einmal erlebt, daß so eine große Liebe ein ganzes Leben dauerte? Im besten Falle wird aus der Flamme, die zuerst das ganze Haus ergreift, ein braves Herdflämmchen, das unser bürgerliches Eßen focht, und das ist noch ein Glückszufall. Meist erlischt die Flamme und dann sitzt man am kalten Herd und schaut in die Asche.“

Aber es muß schön sein, das einmal erlebt zu haben,“ jagte eine leise Stimme neben Janna. Es war Liese Wolters, die ganz still dajah, den Kopf in die Hand gestützt und nachdenklich ins Leere sah.

Es war, als hingen alle ähnlichen Gedanken nach, denn es wurde plötzlich stiller in dem lauten Kreise.

Aber Liese Wolters ließ die Stille nicht aufkommen.

„Unsere Bowl!“ rief sie aufspringend. „Wo bleibt denn nur Freisingen, der hat ja versprochen, sie zu brauen?“

„Wo wird er bleiben? Irgend etwas ist ihm begegnet, was ihn so lebhaft interessiert, daß er uns samt der Bowl vergessen hat.“

„Schon möglich. Dann müssen wir damit anfangen, obgleich er schelten wird. Schälten wir wenigstens einmal die Ananas.“

Eines der jungen Mädchen, die sich schon vorher in Jannas Nähe zu schaffen gemacht hatte, lehnte sich jetzt zu ihr.

„Die ganze Zeit betrachte ich Ihren Kopf und Ihr Haar, Fräulein Gebhardt. Zu schade, daß Sie es so schlecht machen, es tut dem Auge ordentlich weh. Wenn ich's Ihnen nur einmal anders stecken dürfte.“

„Gern,“ jagte Janna unbefangen und lachend. „Minnie hatte mir schon dasselbe heute abend gesagt. Aber es ist ja zu abdeutlich mit diesem Wulst. Ich krieg ihn nicht anders zurecht, ich mag anstellen, was ich will.“

„Sie müssen eben den falschen Popp wegnun.“ jagte die andere.

„Falscher Popp?“ Janna sah sie überrascht an.

„Wie kommen Sie darauf? Das ist's ja gerade, was mich an allem hindert, ich weiß ja gar nicht, was ich mit all dem Haar anfangen soll.“

Die andere sprang auf und sagte sie bei der Hand.

„Was, das ist alles Ihres? Ich hab's für unmöglich gehalten. Eben haben wir noch darüber“

Und schon hatte man sie in den Stuhl niedergebückt, und geschäftige Hände zogen die Nadeln aus ihren Flechten.

Sie wehrte sich errötdend.

„Nein, bitte lassen Sie das doch!“

Aber es nutzte ihr nichts.

„Gentieren werden Sie sich doch nicht! Vor uns gentieren, uns das unter schlagen! So was sieht man gar zu selten.“

Und Janna mochte wollen oder nicht, im nächsten Augenblick hatten sie ihr die Flechten losgelöst, und ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut.

„Aufslechten, aufslechten!“ rief jemand. Und dann müssen Sie ein Band darum nehmen, ein blaues oder schwarzes Samtband.“

„Nein, nein, ein richtiges Schapel müßte es sein, so eins, wie es die mimiglichen Jungfrauen tragen, wie Walter von der Vogelweide und Frauenlob sie besingen.“

„Sie trug ein Schapel blau und gülden.“

„Wohl um ihr Haupt gewunden.“

„Daz war von hoher Pracht.“

rief jemand pathetisch.

Janna verteidigte ihre Flechten. Aber das nutzte nichts. Sie mußte wohl oder übel alles über sich ergehen lassen.

Liese Wolters brachte ein blaues, feinbesetztes Band, das wahrscheinlich einmal ähnliche Dienste geleistet hatte, und eifrige Hände befestigten es um ihren Kopf, zupften, ordneten, steckten, und unter enthusiastischen Bewunderungsausruufen mußte sie dann aufstehen, sich zeigen. Aber das war noch nicht genug. Man hob sie auf eines der Postamente, und wie sie da stand in dem bläulichen Kleide mit dem langherabfallenden Haar, das sie beinahe bis zu den Knien wie ein Mantel einhüllte, brach ein toller Jubel los.

„Gretchen!“

„Nein, Mädchen von Heilbronn, aber ins Moderne überzegt!“

„Herlich! So müssen Sie uns Modell stehen!“

„So, bitte, die Hände herunterhängen lassen! Großartig so!“

Janna stand errötdend, und Minnie sah mit verhaltenem Atem ihre Schwester an. Wahrhaftig, daß sie so schön war, das hatte sie nicht einmal gewußt.

Die Ateliertür hatte sich geöffnet, der Eintretende blieb erstaunt und gebannt auf der Schwelle stehen. In dem allgemeinen Tumult bemerkte man ihn zuerst gar nicht, dann sah ihn jemand.

„Freisingen, na, Sie kommen gerade recht! Sehen Sie sich das bloß an! Daß es so was gibt, nicht wahr? Das kann einem das Leben wahrhaftig noch lebenswert machen.“

Der Eintretende nickte. Seine Augen hingen an Janna, die jetzt energisch von ihrem Postament herabstieg.



Paul Thierfelder, Kommandant des Siffakengens, Kronprinz Wilhelm. Der Siffakengens müßte wegen Kosten- und Munitionsmangel im Hafen von Newport News einlaufen. Der Gesamtwert der vom „Kronprinz Wilhelm“ vertriehenen feindlichen Schiffe beläuft sich auf 1165 000 Pfund Sterling.

gesprochen und uns geärgert, daß Sie sich so veranzieren.“ Und triumphierend rief sie ungeniert ins Atelier hinein: „Alles echt, jagt Fräulein Gebhardt.“

Am Janna sammelte sich nun die Gruppe derer, die sich nicht mit der Ananas beschäftigten.

„Das müssen wir sehen, aufmachen! Unbedingt aufmachen! Das muß ja was Köstliches sein!“

„Nun ist's aber genug,“ sagte sie. „Nun möchte ich mein Haar wieder aufstecken.“

Alle protestierten.

„Wenn Sie zu irgendeinem Kostümfest so gingen, dann ließen Sie's ja auch den ganzen Abend lose. Bleiben Sie doch so, gönnen Sie uns den Anblick doch. Seien Sie nicht häßlich und geizig.“

Nur den Augenblick half nichts. Janna ergab sich. Der Neugekommene wurde ihr vorgestellt.

Ein Strom von Vorwürfen prasselte auf ihn nieder, seines Zutritts halber.

Er wehrte kurz, fast brüsk ab ohne weitere Erklärungen. Dann wurde er feierlich zu dem Bohlentafel geführt.

Nielott Erzner erzählte Janna von ihm. Seine starke Begabung wurde von allen anerkannt. Aber er war ein seltsamer Mensch, manchmal verschwand er ganze Wochen, ohne daß man wußte, wo er war, um ebenso plötzlich wieder aufzutreten. Gelegentlich zeigte er dann Blätter, die in dieser Zeit entstanden waren. Manchmal hatte er sich in irgendeinem von ihm entdeckten Winkel zurückgezogen, manchmal auch in sein Atelier verschlossen und niemand zugelassen. Man wußte, daß er zu solchen Zeiten entweder „raßen“ arbeitete oder gar nichts tat, tagelang auf der Chaiselongue lag, britend, seinen Pantoffeln nachhängend. Sein letztes Bild hatte großes Aufsehen erregt. Er hatte es sofort verkauft an einen bekannnten Kunstkenner und hatte schon wieder einen Auftrag. Ob er ihn ausführte, wußte niemand, selbst seine nächsten Freunde nicht. Janna hörte mit Interesse zu.

Freisingen hatte jetzt die Bowsle gebraut, und saß in einer Atelierecke ganz allein. Seine Augen hing an Janna, nicht bewundernd, sondern mit einem seltsamen bohrenden Anblick. Man ließ ihn während des ganzen Abends unbehelligt. Manchmal mischte er sich ein paar Minuten unter die Gesellschaft, immer aber zog er sich in seinen Winkel zurück, und immer wieder suchte Janna seinen bohrenden Blick, der ihr zuletzt fast körperlichen Schmerz verursachte.

Je weiter der Abend vorrückte, desto ungebundener wurde die Stimmung. Der schwarzhaarige, junge Maler kimperte auf einer Gitarre und sang mit hübscher Stimme allerhand übermütige Liedlein. Ein schlantes, ganz junges Mädmädchen improvisierte einen Schlangentanz à la Ruth Saint Denis, der stürmisch de capo verlangt wurde. Schließlich griff auch Freisingen zur Gitarre. Und mit einer schönen, weichen Baritonstimme, die Augen auf Janna gerichtet, sang er ein Lied zum Preise der blonden Schönen.

Es war eine Kulbiquig für Janna voller Glat und Leidenschaft, das fühlte sie selbst.

Es war spät geworden, sehr spät. Mit Schrecken merkte es Janna plötzlich. Sie mußte heim, früh am anderen Morgen hieß es schon wieder aufstehen. Hastig schlüpfte sie in Nielott Erzners kleines Schlafzimmer, um ihr Haar zu ordnen. Mit bebenden Fingern flocht sie es, steckte es auf. Die Schwestern hüllten sich in ihre Mäntel. Sie wollten ohne Abschied gehen, um die heitere Gesellschaft, die augenscheinlich noch zusammenbleiben wollte, nicht zu stören.

Aber als Nielott Erzner die Tür öffnete, stand plötzlich Freisingen in seinem Hut und großen Ledermantel da.

„Ach bringe die Damen nach Hause,“ sagte er kurz.

Ein Ablehnen war nicht möglich. Unten auf der Straße bot er Janna seinen Arm an. Bögernd nahm sie ihn.

Der Himmel hatte sich aufgehellt, es war klar und kalt. Tief atmete Janna die kühle, reine Luft. Oben im Atelier war es doch zuletzt sehr warm und rauchig gewesen. Sie ging still neben ihrem Begleiter, der ihren Arm festhielt.

Auch er schwieg. Nur Minnie plauderte lustig darauf los.

Der nicht weite Weg war schnell zurückgelegt. Als sie sich verabschiedeten, hielt Freisingen Jannas Hand fest.

„Wo kann ich Sie leben?“ jagte er kurz abgebrochen. „Darf ich Sie besuchen?“

Janna war einen Augenblick unentschlossen. Da ließ er ihre Hand fallen.

„Schreiben Sie mir, wenn Sie mir erlauben, Sie zu besuchen.“

Er riß ein Portefeuille aus der Tasche, trippelte seine Adresse auf ein Stück Papier.

Janna stand unentschlossen.

„Nein, bitte sagen Sie jetzt nichts. Wenn ich kommen darf, schreiben Sie.“ Er hatte die Haustür aufgeschloffen, den Schlüssel von innen in das Schloß gesteckt. Nun verneigte er sich kurz vor den beiden Mädchen.

Sein Tritt hallte schon auf dem Bürgersteig, während sie in den Saustur eintraten.

„Ein komischer Mensch, das!“ jagte Minnie. „Man könnte sich vor ihm fürchten, aber Dich hat er den ganzen Abend mit den Augen verschlungen. Alle merkten es auch. Hübsch war es aber doch.“

Janna lag noch lange nach. Sie sah immer wieder diese Augen, die sie überallhin verfolgten, die sich mit einem so seltsamen Ausdruck auf sie besteten. Und zwischendurch hörte sie Erich Weiß' trachzende Stimme: „Große Liebe, ach, das ist ja nur ein Kniff der Natur.“

11. Kapitel.

Am anderen Morgen suchte Janna vergeblich das Blättchen mit Freisingens Adresse. Es war verloren. So mußte sie Liese Wolters nach der Adresse fragen.

Die sah sie erstaunt an.

Freisingen will Sie besuchen, ach, das ist ja ein Weltwunder, aber ich merkte es gleich an dem Abend, daß er Feuer gefangen hatte.“

Sie strich zärtlich über Jannas Kopf.

„Das ist ja freilich kein Weltwunder. Großartig sah Sie aus an dem Abend. Einfach wunderbar.“

Sie schien noch etwas hinzufügen zu wollen, schwieg dann aber doch.

Janna war ein paar Tage unentschlossen. Eigentlich zürte sie Freisingen, daß er sie gezwungen hatte, um ihre Charakteristik zu schreiben. Er hätte einfach kommen sollen, dann stand es ja in ihrem Belieben, wie sie seinen Besuch aufnahm. So aber hatte ihr Schreiben schon etwas Bedeutungsames. Und das wollte sie eigentlich nicht.

Ein paar Tage kämpfte sie mit sich selbst, aber dann war es entschieden. Sie wollte ihn wiedersehen, zu stark war doch der Eindruck gewesen, den sie von ihm empfangen hatte.

Nur Tante Ida wurde nachdenklich, als sie von dem Besuch hörte. Ein schon fast berühmter Maler. Sicher wollte er Janna malen, kein Wunder, sie war ja auch merkwürdig ausgeblüht hier in Berlin trotz der anstrengenden Stunden. Und sie selber sah gespannt und neugierig dem Besuch entgegen, der sie freilich eigentlich ein wenig enttäuschte.

Der junge Mann hatte so wortfarg dagesessen, hatte sich im übrigen benommen wie jeder andere Mensch, nur vielleicht noch etwas zurückhaltender. Und Janna war eigentlich auch recht still gewesen. Das fiel der redseligen Tante Ida, die den größten Teil der Unterhaltung besorgt hatte, nachher erst auf.

Und Janna selber fragte sich nachher, warum er eigentlich gekommen sei. Er hatte ja kaum den Mund aufgetan, höflich in Tante Idas Erzählungen manchmal ein Ja und Nein und So eingeworfen. Sie hatte sich einen fast berühmten Maler eigentlich anders vorgestellt.

Nun ging es schon auf Weihnachten. In den Straßen Berlins wurde das Gedränge immer größer, in den Läden mußte man halbe Stunden lang warten, wenn man etwas haben wollte.

Und so ging Janna eines Nachmittags allein durch den Trubel der Leipziger Straße, um das

Kleid für Tante Rosine zu erstehen, als plötzlich neben ihr jemand tief den Hut zog.

Es war Freisingen, der sich ihr nach einer kurzen Erlaubnisfrage anschloß.

Sie hatte wieder dieses seltsam beklemmende Gefühl in seiner Nähe, das sie auch neulich schon überfallen hatte.

Er sprach Gleichgültiges, aber seine Augen sahen sie unverwandt an, ließen sie nicht einen Augenblick los. Sie fühlte das, während doch ihr Blick die Schaufenster und die Menschen auf dem Trottoir streifte. Und alles, was er jagte, hatte einen Unterton, einen Bedeutung, den sie deutlich empfand, ohne daß sie hätte sagen können, worin er bestand.

Er trat mit ihr in das Geschäft ein, wo sie das Kleid kaufen wollte, und wurde ganz heftig, als sie schwarze Stoffe verlangte.

„Sie müssen immer Blau tragen oder ganz mattes Grün, weiche, fließende Stoffe in langen Linien herabfallend, solche strahlenförmige Stidereien un den Hals, wie Sie es neulich hatten, aber nichts schreckliches Braunes oder Schwarzes.“

Janna lachte fröhlich.

„Nein, für mich soll das nicht sein, sondern für Tante Rosines alte Mariann. Die würden fließende Falten aus bläulichem Stoff und strahlenförmige Stidereien wohl nicht sehr gut kleiden.“

„Zu schade, daß Sie Ihr Haar nicht immer aufgelöst tragen können, das ist Ihr Stil.“

Janna mußte wieder lachen. „Das ginge doch nicht gut und würde sicherlich Aufsehen erregen.“

Er sah sie mit einem heißen Blick an und murmelte etwas, wovon sie nur „abschneiden“ verstand.

„Das hätte ich oft am liebsten getan,“ jagte sie.

„Wenn ich gar nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, oft wenn ich morgens zur Schule mußte, und nun im letzten Augenblicke die Köpfe flechten mußte, war ich schon im Begriffe, mit der Schere loszuarbeiten. Einmal hatte ich sie wirklich schon angehebt. Da wurde aber meine sonst sehr gleichmütige Mutter ordentlich böse. Aber auch jetzt habe ich manchmal noch den Wunsch.“

„Am Himmels willen,“ jagte er förmlich erschrocken. „Das wäre ja der reinste Bandalismus, eine Todssünde gegen sich selbst. Aber wenn Sie meine Frau wären, müßten Sie zu Saule immer so gehen, mit einem blonden, goldgefärbten Band um den Kopf, wie neulich im Atelier.“

Der Verkäufer hatte einen Berg von braunen und schwarzen Stoffen vor Janna aufgetürmt.

Sie wählte einen davon aus. Tante Rosine war hoffentlich damit zufrieden — der junge Mann versicherte immer wieder mit einem kleinen Lächeln, daß es eine ausgezeichnete Qualität sei, und ob er je direkt an die Adresse schicken solle.

Das sei nicht nötig, sie nehme die Sachen mit.

„Sie wollen verreisen?“ fragte Freisingen, als sie nun wieder auf der Straße standen, mit gepreßter Stimme, daß sie erkannt zu ihm aufjah. Er war ganz blaß geworden.

„Mebers Nest, ja. Wir wollen nach Hause, wenn wir auch kein Elternhaus mehr haben. Was sollen wir hier? An solchen Tagen fühlt man sich mehr als je wie ein verlorener Tropfen im Meer.“

„Wie lange bleiben Sie fort?“ fragte er heftig.

„Nur über Neujahr. Meine Schwester kann nicht so lange aus der Werkstätte wegbleiben, und ich selber muß meine Kurie wieder aufnehmen.“

Sie leuzte ein wenig.

Er sah sie aufmerksam an.

„Ihre Kurie,“ wiederholte er. „Warum nehmen sie eigentlich diese Kurie?“

Sie schaute erstaunt auf.

„Warum? Nun, sehr einfach, weil ich mich weiterbilden will, mehr lernen, mehr wissen.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Hemming von Brockdorff stellte die Laterne auf den großen Waichstisch und trat an das Gerüst heran, auf dem das Modell stand. Vorsichtig nahm er eines der Bücher nach dem anderen herunter. Sorgfältig prüfte er die Tonmasse. Dann feuchtete er die groben Leinwandstreifen aufs neue an und schlug sie mit vorsichtiger Hand um die angefangene Arbeit.

Hartung sah jede seiner Bewegungen. Dabei fühlte er, wie Hermine sich an ihn drückte. Sie konnten sich kaum rühren. Sie zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe.

Jetzt machte Hemming ein paar Schritte auf den Verstoß zu. Er schien etwas zu suchen. Man streckte er die Hand aus, um die Tür zu öffnen. Die beiden hörten ihre Herzen schlagen.

Da wandte sich Hemming ab. Er hatte gefunden, was er suchte. Da in der Ecke hing das Handruch. Er nahm es und ging an die Wasserleitung, um sich die Hände zu waschen.

Dann ergriff er die Laterne und ging. Noch einen Augenblick standen die beiden atemlos. Dann stieß Hartung die Tür auf und ging auf das verhöllte Tonmodell zu.

„Was ist das?“ fragte er, ohne sich nach Hermine umzusehen.

„Was weiß ich davon?“ gab sie zurück. „Er arbeitet hier jeden Tag.“

„Ich will es einmal ansehen,“ sagte er und schickte sich an, die Bücher abzunehmen. Sie stieß ihn heftig zurück.

„Du sollst es nicht anrühren!“

„Nanu,“ sagte er. „Das ist wohl ein Geheimnis? Donnerwetter! Daß ich darauf nicht eher kam. Das ist doch ein Frauentopf. Wer hat ihm dazu Modell gegeben?“

„Und wenn ich's getan hätte, was ginge Dich's an?“ stieß sie zornig hervor.

„So, so!“ sagte er. „Das also ist es. Darum bin ich plötzlich beiseite geschoben. Weil ein anderer da ist, der Dir besser gefällt. Und Du denkst, ich mache ihn ganz ruhig Platz und sehe zu, wie er Dich heiratet? Und laß mich anlachen oben-drein?“

Mit erhabener Faust stürzte er sich auf die Tonbüste. Aber ehe er zuschlagen konnte, war Hermine dazwischen getreten. Sein Schlag traf ihre Schulter.

Sie triefte einen leisen Schmerzensschrei aus. Das brachte ihn wieder zur Besinnung.

Er sah sie bei der Hand.

„Habe ich Dir weh getan?“ fragte er bescheid.

„Es hatte Dir nicht gelten sollen.“

Sie sah ihn voll Empörung an.

„Mir hatte es nicht gelten sollen? Aber alle Deine Worte, alle Deine Drohungen sollten doch mir gelten! Was willst Du denn von mir? Du kannst mich nicht zwingen, Deine Frau zu werden. Und wenn Du mich bei dem Grafen verlasschen willst, so ist es feige und erbärmlich von Dir.“

Er schwieg. Da fuhr sie fort:

„Und warum muß ich's denn gerade sein? Heirate doch Magda! Sie liebt Dich, und Du hast sie selbst gern gemocht. Wenn Du willst, so werde ich mit ihr sprechen. Ich werde ihr sagen, daß das netlich ein Irrtum war. Ihr hattet zu viel Wein getrunken, und der Vater hat Dich mißverstanden. Nicht um mich hottest Du angehalten, sondern um Magda. Das mit den Eltern will ich schon ins Meine bringen. Und das Geld sollst Du morgen haben. Du kannst es mir wiedergeben, wenn Du Magda geheiratet hast. Aber schweigen mußt Du. Nur unter der Bedingung helfe ich Dir.“

Einen Augenblick überlegte er. Wenn er Magda Ludmüller heiratete, konnte er sich selbständig machen. So viel mußten die Alten ihr gleich mit-

geben. Und das Mädchen war hübsch und würde ihm nie unbequem werden. Sie war wie Wachs in seinen Händen. Mit seinen Fingern konnte er sie. Ja, das war ein Ausweg. Er mußte lachen, als er Hermine ansah — ein nervöses, heiteres Lachen.

„Du bist ein verteuert kluges Weib,“ sagte er anerkennend. „Wenn Magda nur will . . .“

„Das laß meine Sorge sein,“ antwortete sie kalt. „Und das Geld sollst Du morgen haben. Ich bin nachmittags um drei Uhr auf dem Bahnhof im Wartesaal erster Klasse. Da kannst Du es Dir holen. Für heute haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen.“

Sie ging zur Tür um sie zu öffnen.

„Er hat zugeschlossen,“ sagte sie erschrockt.

„Was machen wir nun?“

„Ich steige zum Fenster hinaus, und wenn ich fort bin, rufft Du, daß man Dir öffnet.“

Aber das ging nicht. Das Fenster war mit Eisenstäben vergittert. Selbst ein schlanker Körper konnte sich nicht hindurchzwängen. Sie sahen sich bestürzt an. Da hörte sie draußen eine Stimme rufen:

„Hermine, bist Du im Garten? Es ist Zeit zum Zubertreten.“

„Das ist Magda,“ sagte Hermine. Und dann öffnete sie das Fenster und rief hinaus:

„Ich bin hier eingeschlossen. Laß mich heraus, Magda.“

Die Tür öffnete sich. Hermine trat zuerst heraus.

„Kommen Sie nur, Herr Hartung,“ sagte sie zu dem hinter ihr Stehenden. „Ich will ihr noch heute alles sagen.“

Und dann nahm sie die Schwester bei der Hand und zog sie an sich.

„Magda, mein Schwesterchen,“ sagte sie — und es kam dabei wirklich die alte Färligkeit über sie, die sie immer für dieses Kind empfunden hatte —

„warum hast Du denn gar kein Vertrauen zu mir gehabt? Herr Hartung hat mir alles erzählt. Du brauchst Dich nicht zu schämen, Kind. Es tut ihm leid, daß er Dir so wehe getan hat. Ins Wasser hat das arme Kind gehen wollen! Hast Du ihn denn so lieb gehabt? Und nun soll alles gut werden. Er hat mich gebeten, bei Dir ein gutes Wort für ihn einzulegen. Nicht wahr, Du hast ihn doch lieb, den bösen Menschen? — Kommen Sie, Hartung, und geben Sie ihr einen Kuß. Ich sehe nicht hin.“

Da riß sich Magda aus ihren Armen. „Nein, nein!“ rief sie in tiefster Angst. Und ehe Hermine sie halten konnte, war sie in voller Hast davongeeilt.

„Ich werde mit ihr reden,“ sagte Hermine zu dem ärgerlich dastehenden Hartung. „Sie wird Vernunft annehmen. Und nun gute Nacht.“

Sie verschloß die Tür hinter Hartung. Dann ging sie langsam ins Schlafzimmer, wo sie Magda vor dem Bett auf den Kien fand, das Gesicht in den Kissen versteckt, während ein kramphaftes Schluchzen ihren ganzen Körper erschütterte. Sie beugte sich zu der Schwester nieder.

„Er liebt mich ja nicht! Er liebt mich ja nicht!“ hörte sie Magda jammern. „Er liebt ja Dich, Hermine. Warum quält ihr mich so?“

Und sie weinte und weinte . . .

14. Kapitel.

Eine Woche war vergangen. In dem improvisierten Atelier war unterdessen die Arbeit rüstig fortgeschritten. Selbst die großen Waichtage hatten darauf Rücksicht nehmen müssen. Man hatte sich in der Küche und im Keller beholfen, nur um die Sitzungen nicht zu hören.

Und so begann denn allmählich das Tonmodell lebendigen Ausdruck zu gewinnen. Die feinen Züge des schönen Frauentopfes nahmen immer klarere Gestalt an, und immer enger vertiefte sich der Künstler in sein Werk. Hemming wurde nicht müde, jeden einzelnen Zug seines schönen Modells

zu studieren. Und Hermine harrete mit einer Geduld aus, die sie sich selbst nicht zutraut hätte.

Wie oft mußte sie ein stilles Säbäuen unterdrücken, wenn er sie bat, in der gewählten Haltung ganz ruhig auszuhalten, da er eine besondere Feinheit entdekt hatte, die es galt, in dem weichen Ton nachzubilden. Aber sie hielt aus, in wie großer Ferne auch das Ziel schweben mochte, das sie sich gesetzt.

Es war sie nahe daran, an seiner Erreichung zu verzweifeln. Denn immer deutlicher wurde es ihr, sein ganzes Interesse galt nicht dem Weibe, das in Schönheit vor ihm saß, sondern seinem köstlichen Modell, das seinem Künstlerleben verlich.

Frau Ludmüller ging ärgerlich im Hause herum. Sie hatte geglaubt, das würde alles viel schneller gehen. Was brauchte dieser Graf für lange Zeit, um sich zu entschließen, einem schönen Mädchen seine Liebe zu gestehen.

Aber Hermine suchte sie zu beruhigen. Das würde alles schon kommen. Vorläufig hatte Frau Ludmüller ja genug zu tun mit der einen Braut im Hause. Aber gerade darüber ärgerte sie sich alle Tage. Wer hätte das gedacht? Magda und dieser Hartung!

Frau Ludmüller wußte alles von den heimlichen Zusammentreffen bei Neitelmüller, und warum das Kind ins Wasser gegangen war. Soust hätte sie diese Verlobung auch nie zugegeben. Denn was war der Bräutigam schließlich? Kein gar nichts! Wenn nicht die Ludmüllers gewesen wären, die ihren zukünftigen Schwiegerlohn bei einer großen Baufirma angebracht hätten, indem sie in Aussicht gestellt hatten, daß er sich später mit einigem Kapital aus der Witzigj bereiligen würde, so könnte der Herr Architekt Hartung nur gleich einpöden.

Das freilich mußte Frau Ludmüller ihm zugestehen: nobel aussehen tat er in der letzten Zeit, und Schulden hatte er auch nicht. Danach hatte sie sich genau erkundigt, und das Kunststiftsbureau, bei dem sie heimlich angefragt, hatte ihr schon nach wenigen Tagen mitteilen können, daß er bei seiner ehemaligen Wirin, der Frau Staatsrätin Hansen, nicht einen Pfennig Schulden hinterlassen hatte. Alles glatt bezahlt!

Das hatte Frau Ludmüller mächtig imponiert. Etwas Geld mußte er also doch haben. Daß er das Geld von Hermine bekommen, die es von ihrem Sparkassenbuche abgenommen hatte, das ahnte sie freilich nicht.

Hemming von Brockdorff hatte dem Freunde herzlich Glück gewünscht. Das war doch mal ein vernünftiger Streich. Nur die Braut machte dem jungen Bildhauer Sorge. Wie war das Mädchen in den letzten Tagen schmal und blaß geworden.

Er hatte heute morgen mit Hermine darüber gesprochen. Aber sie hatte ihn beruhigt. Magda sei von jeher ein empfindsames Geschöpf gewesen, dem die Tränen schon kamen, wenn man es fest ansah. Sie war doch so bleichsüchtig, und bei Vollmond werde sie schwermütig. Das werde alles besser werden, wenn sie erst einen tüchtigen Mann bekomme.

Dabei war Hermine rot geworden, und das stand ihr wunderhübsch. Bis in die feinen Ohren und tief herab in den schlanken Nacken stieg ihr die Blutwelle und verlich ihrer Haut einen wunderbaren lebenswarmen Schimmer. Mit entzückten Augen sah der junge Künstler auf sein schönes Modell.

Und plötzlich sagte er sich ein Herz, ihr eine Bitte auszusprechen, die er bis jetzt nicht gewagt hatte vorzubringen. Sie war so herb und stolz in ihrem Weien. Er hatte gefürchtet, sie zu verletzen. Aber wie er sie so vor sich sah, überkam es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Er mußte es ihr sagen.

Er war an ihre Seite getreten und hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt. Sie sah überauscht zu ihm auf. Er hatte sie nie angerührt, außer wenn er sie in die richtige Stellung als Modell

rückte. Ihre Augen begegneten einander: die ihren erwartungsvoll, die seinen bittend und in warmem Glanze, in dem sein ganzes Entzücken über ihre Schönheit sich aussprach.

„Hermine,“ jagte er, wollen Sie mir eine große Bitte erfüllen? Sehen Sie, mein Werk ist nur halb — es wird nie ein ganzes Kunstwerk werden, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen.“

Er zögerte. Sie sah ihn fragend an; denn sie konnte sich nicht erklären, was er meinte.

„Wenn ich Ihnen helfen kann,“ jagte sie, und ihre rösigen Lippen lachten ihn an, „ich tue es gern.“

„Sehen Sie,“ jagte er rasch, und trat neben das Tonmodell. „Dieser häßliche breite Tonrand da unten, der muß fort. Aber ich mag ihn nicht einfach wegnehmen. Ich möchte ihn umgestalten zu etwas ganz besonders Schönerm. Verstehen Sie mich, Hermine?“

Nein, sie hatte keine Ahnung, was er wollte, und sie jagte es ihm lachend. Das erdweirte ihm seine Frage. Er war Frauen gegenüber so leicht befangen.

„Ihre Büste möchte ich modellieren,“ jagte er und trat wieder zu ihr hin. „Zürnen Sie nicht, Hermine — mein Werk bleibt unferdig, wenn den schönen Kopf und Hals nicht auch die Schultern tragen, und — — — Hermine, haben Sie mich verstanden?“

Ja, sie hatte begriffen. Ein freudiger Schreck hatte sie durchzuckt, als sie in seine Augen geblickt, die auf ihr ruhten.

Eine helle Röthe überflutete sie. Bei aller Freude schämte sie sich vor ihm. Sie senkte das Haupt.

Da beugte er sich zu ihr nieder. „Hermine,“ bat er schmeichelnd. „Ist es denn so schwer zu tun, um was ich bitte?“

Sie sah über von der Seite zu ihm auf. In diesem Augenblick hatte sie alle fühlbare Berechnung vergessen. Sie war nichts als das junge Weib, das stolz ist, weil man es schön findet, und das sich schämt in heimlicher Wonne, weil es ein Mann ist, der es ihr verrät.

Ihre Blicke tauchten tief ineinander. Und den Mann überkam ein unwiderstehliches Verlangen nach dem süßen Geheimnis, das sich da vor ihm offenbarte.

Er neigte sich nieder zu ihr.

Da umschlangen ihre Arme seinen Nacken, und ihre Lippen begegneten den seinen. So hielten sie sich einen Augenblick fest aneinander gepreßt.

Dann lösten sich plötzlich ihre Arme von ihm, und sie drängte ihn von sich und sah ihn mit feuchtschimmernden Augen an.

„Was habe ich getan?“ jagte sie erschreckt.

Da riß er sie empor und nahm sie an seine Brust.

„Hermine, Du Süße, Du Schöne, Du Liebe!“ jubelte er. Und seine Küsse wollten nicht enden.

Endlich machte sie sich von ihm frei. Da merkte er, daß ihre Augen voll Tränen waren. Und nun ließ sie den Kopf an seine Schultern sinken, und er sah an den zuckenden Bewegungen ihrer Schultern, daß sie weinte.

„Hermine,“ flehte er bestürzt. „Weine doch nicht! Bist Du mir denn so böse?“

Sie schüttelte den Kopf und jagte leise: „Ich schäme mich so. Was müssen Sie nun von mir denken, daß ich mich von einem fremden Manne küssen lasse.“

Er suchte sie zu beruhigen. Aber sie wollte nichts hören.

„Wenn Sie mich achteten, dann hätten Sie das nicht getan,“ klagte sie und sah ihn durch Tränen an. „Eine Dame aus Ihres Kreises würden Sie auch nicht gebeten haben, um was Sie mich eben baten.“

Er lachte. „Weil sie alle nicht halb so schön sind wie Du! Nicht wahr, Hermine, ich bitte nicht vergebens? Du brauchst Dich vor niemand zu schämen — auch vor mir nicht. Nicht wahr, Hermine — ich darf? Und gleich jetzt! Mir

ist, als müßte mir die Arbeit gerade heute gelingen wie niemals zuvor.“

Sie hatte sich die Tränen aus den Augen gewischt. „Nein, nein,“ jagte sie. „Ich kann Ihnen nicht wehr thun — jetzt nicht mehr.“

Er sah sie tief erschrocken an.

„Hermine! Jetzt nicht mehr? Weil ich Sie geküßt habe? Und das soll meine Strafe sein? Und ich dachte, Sie hätten mich auch ein ganz klein wenig gern.“

Sie schaute zu Boden. Und dann sah sie ihn mit einem großen schmerzvollen Blick an.

„Ebenso darum, weil ich Sie lieb habe,“ jagte sie sich erhebend und ging rasch an ihm vorbei. Mit einem schnellen Schritt hatte er sie vor der Tür eingeholt. Wie ein Raubsturz war es über ihn gekommen.

„Und darum willst Du mich verlassen?“ Sie nickte traurig. Er aber jagte sie an beiden Schultern.

„Und wenn ich Dich nun überhaupt nicht wieder lasse — für alle Zeit, nie wieder. Willst Du, Hermine? Willst Du meine Braut sein?“

Eine Viertelstunde später ging Hermine, um ihrer Mutter die Mitteilung von der Verlobung zu machen. Mit einem zärtlichen Blick wandte sie sich noch einmal um, als sie das Atelier verließ.

Henning stand neben der Tonbüste und sah mit strahlenden Augen auf seine junge Braut. Das war über ihn gekommen wie ein Sturm. Und jetzt war ihm, als hätte es doch schon die ganze Zeit in ihm gelebt — seit dem Tage, wo er sie zum erstenmal erblickt hatte unter den Niederbüschen im Garten.

Die herbe, stolze Schönheit des jungen Weibes hatte ihn schon längst unter ihrem Bann gehalten. Er war sich dessen nie recht bewußt geworden; und im Eifer der Arbeit war das persönliche Begehren in ihm untergegangen.

Nun war es in lodender Flamme jah emporgeschlagen. Und in ihm jauchzte es in heißem Glück.

Er sah ihr nach. Erhabenen Hauptes schritt sie dahin — wie eine Fürstin, deren Gestalt in dem lang herabfließenden Morgenkleide in ihrer ganzen vornehmen Anmut zur Geltung kam. Nun war sie im Hause verschwunden.

Er aber trat vor das Tonmodell und betrachtete es liebevoll. Das sollte sein Meisterstück werden, und vorzüglich wickelte er die Arbeit in die feuchten Tücher.

Im Hausflur begegnete Hermine ihrer Schwester. Sie nickte ihr herablassend zu und jagte im Vorbeigehen, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches: „Du kannst mir gratulieren, Magda. Ich habe mich eben verlobt — mit dem Grafen Broddorf natürlich.“

Magda stand wie angewurzelt und blickte ihrer Schwester wie einer Ercheinung nach. Bei dem Klappen der Tür war es Magda, als erwache sie aus einem Traum. Hermine — ihre schöne, geliebte Schwester, die ihr, ach, so oft fremd und fern erschien — war die Braut des Grafen! Das war wie ein Märchen. Und auf einmal stieg es dem jungen Ding bitter in der Kehle auf, wie verhaltenes Schluchzen.

Frau Ludmüller stand wieder einmal am Klätbrett, als Hermine hereintrat.

„Mama, es ist nun so weit,“ sagte sie ruhig und mit verhaltenem Stolz. Dabei machte sie eine Kopfbewegung nach dem Dienstmädchen, das neugierig von der Arbeit aufjah, und schritt der Mutter voran in die gute Stube.

Frau Ludmüller hatte sich erst die Schürze abgedunden, wie sie es immer tat, wenn sie Gäste in das Staatszimmer führte. Ihr war es ordentlich in die Glieder geschossen.

„Herrjeh, mein Kind,“ jagte sie und strich aufgeregt mit den Händen an ihrem Kleid herab. „herrjeh, mein Kind, was Du einem für'n Schreck einjagst! Was ist denn nu so weit?“

Hermine atmete tief auf: „Wir haben uns eben verlobt — der Graf und ich.“

„O Gott, o Gott!“ jagte Frau Ludmüller. „Ist es denn nur endlich wahr und wirklich? Der Graf und Du!“

Hermine lächelte selbstbewußt. „Henning und ich. Man muß sich erst ein bißchen daran gewöhnen. Na, was sagst Du nun, Mama?“

„Was soll ich da nun wohl sagen, Kind? O jeh, o jeh! Nu haben wir ja 'ne richtige Gräfin im Hause. Wenn das meine Mutter noch erlebt hätte! Die wollte immer hoch mit uns hinaus, und nu 'ne leibhaftige Gräfin! Und Großmutter hat noch hinter der Tonbank gestanden und Bücklinge verkauft — drei Stück für den Groschen — —“

Hermine runzelte unwillig die Stirn. „Du mir den einzigen Gefallen, Mama, und laß ihn das nicht hören. Wir müssen jetzt sehr fein sein — —“

„Und was werden man bloß die Leute jagen! Nee, so'n Glück — nee, so'n Glück! Wir müssen's aber gleich heute in die Zeitung setzen. Werden die aber Augen machen! Nee, so was ist in unserer Stadt noch gar nicht vorgekommen.“

„Aber, Mama,“ verwies Hermine streng, „was ist denn da dabei? Wir sind doch eine gute Bürgerfamilie, und ich habe doch die teure Pension in Hannover besucht. Warum soll ich da nicht einen Grafen heiraten? Und in die Zeitung dürfen wir es noch nicht setzen. Erst muß doch Henning mit seiner Familie sprechen — —“

„Ach, du meine Güte!“ jagte Frau Ludmüller und wurde rot vor Aerger. „Mit seiner Familie sprechen! Und wenn die es ihm nun verbieten — das sähe ganz nach so 'ner hochnäsigem Gesellschaft aus — —“

„Da sei man ganz ruhig,“ fiel ihr die Tochter ins Wort. „Mein Henning ist ganz selbständig und unabhängig, hat er mir gesagt. Und niemand hat ihm was zu befehlen. Aber er jagt, es schickt sich nun mal so, daß ein Graf Broddorf nicht heiratet, ohne vorher das Familienoberhaupt davon verständigt zu haben. Das ist so bei den vornehmen Leuten — und zu den vornehmen Leuten gehören wir doch jetzt auch. Das mußt du doch einsehen, Mama.“

Frau Ludmüller rieb sich erregt die Hände. „Nee, mein Kind, daß es nu nicht in die Zeitung soll, das ist ja man bloß noch die halbe Freude. Ich hatte mich das gerade so schön gedacht: Als Verlobte empfehlen sich: Hermine Ludmüller und Henning Graf von Broddorf, Leutnant der Reserve im Ersten Garde-Dragoonen-Regiment. Denke mal, was würden die Leute gesagt haben!“

„Ja, ich ärgere mich ja auch,“ erwiderte Hermine gereizt. „Alle meine Freundinnen von der Schule — wie würden die vor Reid bald unkommen! Aber es geht nun mal nicht. Er will, daß es ganz geheim gehalten wird. Nur Hartung darf es wissen.“

Zwei Stunden später versammelte sich die Familie zum Mittagessen. Nur Herr Ludmüller fehlte noch. Der war den Vormittag geschäftlich unterwegs gewesen, und dann kam er meistens unpünktlich nach Hause.

Henning von Broddorf hatte vorher seiner künftigen Schwiegermutter einen feierlichen Besuch gemacht und sie um ihren Segen gebeten.

In dem steifen schokoladefarbenen Seidenen hatte sie ihn empfangen, ganz Würde trotz aller Verlegenheit, die sich dahinter verbarg, und über die diese resolute Frau dem Grafen gegenüber nie ganz hinweg kam.

Dann war Hartung gekommen. Der hatte sich völlig überrascht gestellt und nur mit Mühe den verbissenen Groll hinuntergeschluckt. Sein Glückwunsch war denn auch mit Ironie gesalzen gewesen und hatte bei Henning einen bitteren Nachgeschmack zurückgelassen.

Zwischen ihm und dem Freunde lag ein unausgesprochener Gegenatz, den er immer wieder empfand, ohne sich darüber klar zu werden, worin er wurzelte.

Im Feldlazarett.

Wilhelm Schmidt Bonn, der bekannte Schriftsteller, wurde vom „Berliner Tageblatt“ zum weltlichen Kriegsschauplatz ernannt. Er gibt im nachstehenden Artikel seine Eindrücke beim Besuch eines Feldlazarettes wieder:

Am der Mäse, im Januar.

Es zog mich zu denen, die im Gefecht vom fliegenden Eisen getroffen, blutend aus der Welt ihrer Gräber und Kameraden zurückgetragen waren. Nicht um Schredliches zu sehen und zu erzählen, sondern Großes, das ich sicher war, zu finden: Überwindung des Leidens. Ich kam in ein von Granaten ganz zerstörtes Dorf dicht hinter der Front an der Mäse. Die Scheiben liegen zerplittert in den Fenstern. Die Einwohner waren längst geflüchtet oder fortgeschafft.

Nur deutsche Soldaten traten aus den Haustüren, gingen durch die Straßen, holten Wasser, ritten die Pferde ihren täglichen Weg hin (Menschen und Pferde leiden in diesem Stellungskriege gleichermaßen unter der geringen Möglichkeit, sich zu bewegen), sahen auf entleerten oder hochgefüllten Ställen. In dem zerstörten Dorf ein neues, sehr bewegtes und lautes Leben.

Der Arzt führte mich — nicht etwa in ein Lazarett, nicht etwa in ein wirkliches, dürftliches Krankenhaus, sondern in die Kirche. Die Tür noch in der Hand haltend, sah ich mehrere Reihen von Betten. Betten aus weichen Brettern, von Soldaten selber gezimmert. In der Mitte ein großer Ofen, dessen langes, dünnes Rohr durch eins der mühsamsten Glasfenster geleitet war. Im Chor stand noch von Beschädigten her der große Christbaum, dessen spiegelnde Behang die Farben der Fenster wiedergab. Fast in jeder Zeit sah ein Revolver auf und ab aus der runden Schüssel sein Mittagsbrot, hier und da einer von einer Schwester geküßt oder, wie ein Kind von der Mutter, mit dem Löffel geküßt. Hier und da auch lag einer, schlafend, mit schweren Ästen. Das Geleite sprach noch aus all den Augen, die mich anstarrten. Ein weites Entsetzen war da stehen geblieben, blieb auch dann noch da stehen, als der Mund darüber mit einem Wort des Arztes zu einem Nüchtern sich aufbog. Aber ihre Augen hingen an mir. Sie warteten auf Zuspruch: ich kam aus der Heimat, war für sie die Heimat. Ich mußte vom Arzt: alle, die hier liegen, würden zurückkehren. Nur Geburt mußten sie haben. Nie sah ich eine Kirche so sehr ein einziges, steinengelastetes Gebet wie diese: eine große Bitte um Genesung — mehr als Bitte, ein Ringen darum der Ärzte und Pflegerinnen.

Ein Tapezierer aus der Mark, ein junger, krausblonder Kerl, der bei seiner Arbeit vor den leeren Händen sicher immer sein Vieh pfliff, sah mit verzweifelter Hand da. Er hatte sich noch keine Gedanken gemacht über das, was er im neuen Leben anfangen sollte. „Wenn man Deutschland siegt.“ Ein Arbeiter aus Thüringen, mit einem braunen Schnanzbart bis zu den Ohren hin. Ein Granatplitter war ihm tief in den vieredig breiten Brustkasten gesprungen. „Flug — nee. Schützen. Spielzeug. Ammalen auch. Dann ist ich mit meinem Kindervolk an einem Tisch.“ Dann mußte ein merkwürdiger Zufall kommen. Ein ganz junger Bayer sah da im Welt, war mit Eisen fertig, hatte einen angefangenen Brief vor sich. Er redete mit selber an, verfluchte aber, in einer feinen Scham, seine beiden verwundenen Füße tief unter die Decke. Im Hin- und Hergespräch ersah ich, daß er der Bruder war eines jämlichen Bürgleins von neun, zehn Jahren, dem ich im letzten Sommer an einem späten Abend in einem Allgäuer Tal hinter Oberdorf begegnet war. Er hielt einen großen Hund an der Halskette, in der anderen Hand ein Heiligenbild. Ich fragte: wohnst noch in der einfalenden Nacht? Er nannte den Hof, von dem ich in langem, mühseligem Abstieg kam. Ich staunte, riet ab. Das Bürglein aber, nicht höher als mein Stod: „Do wern mir bald oben sein.“ Wlief nicht stehen, schritt gleich weiter. All die Monate hatte ich dieses kleine Bild in mir getragen, wie einen Mutquell. Da lag jetzt ein anderer aus diesem unverzagten Berggeschlecht, würde vielleicht nie mehr auf seinen geliebten Füßen den Steinweg zum Haus hinauf und hinab steigen. Er sprach nicht, räumte nur, aber von ganz freundlichem, frisch sich das lang gewordene Haar aus den hellen, weit-sichtigen Augen. Das Selbstane dieser Begegnung ward in der Selbstankheit dieser Kirche fast zum Naturwidren.

Wir gingen über die Straße weg, an einer Reiter-schwadron mit wiehenden Pferden, mit silbern im Grau blinkenden Lanzen vorbei, in ein Haus. Hier lagen die schwerer Betroffenen. Von ihnen würden nicht alle zurückkehren. Ihre Augen suchten in meinen zu lesen. Ich bemühte mich, heiter auszuweichen, nicht zu heiter, damit sie nicht aus dem Übermaß Verdacht schöpften. Einer lag im Fieber da, mit dem Mühseligsten auf der Stirn. Seine Augen stachen in die meinen. Der Arzt sagte mir (wie

Nun saßen sie bei Tische. Magda war erst im letzten Augenblick gekommen und hatte dem neuen Schwager ohne ein Wort die Hand gegeben.

Die beiden Brautpaare saßen einander gegenüber. Magda blaß und schweigend und mit Mähe einen Bissen verzehrend — Hermine strahlend in herausforderndem Stolz. Besonders Hartung gegenüber schien sie sich heute zu fühlen, und dieser trug das seine dazu bei, Hermine zum Sprechen zu bringen, indem er sie zum Widerspruch reizte.

Die beiden führten die Unterhaltung, und Henning saß zumeist still dabei. Er fühlte nicht das Bedürfnis, auf Hartungs witzige Bemerkungen einzugehen, denen Hermine zuweilen mit auffallender Schärfe begegnete. Aber er freute sich, wie schlagfertig sie zu reden mußte, ohne sich anmerken zu lassen, wie sehr sie sich über den Bräutigam ärgerte, der kein Wort sagte.

„Wo nur der Vater bleibt?“ fragte Frau Ludmüller unruhig, als die Suppe gegessen war. „Es ist ein Kummer, wenn einer so wenig vertragen kann.“ Letzte sie erklärend für den Schwiegerjohn hinzu. „Wenn er mal in einer Weinstube ein gutes Geschäft gemacht hat, dann sitzt er auch fest. Das muß dann immer begossen werden. Gräßlich, nicht wahr, Herr Graf?“

Henning suchte einiges zur Entschuldigung des Schwiegervaters vorzubringen. Aber Frau Ludmüller wollte davon nichts wissen. „Es ist man nur gut, daß Sie so etwas nicht nötig haben — nicht wahr, Hermine?“ sagte sie mit Genug-tuung und nicht der Tochter zu.

Doch mit aufrichtiger Bekümmer-nis fuhr sie fort: „Wir tut man bloß eins leid, Herr Graf und Schwiegerjohn. Daß ich Ihnen nämlich heute nichts Besseres vorsetzen kann als die Schlei in Dill und den dämlichen Kalbsbraten, den wir alle Tage vorrätig haben. Aber das kam ja alles so plötzlich, und man hat sich ja gar nicht ein bißchen vorbereiten können. Es tut mir zu schrecklich leid, daß es heute gar nicht festlich bei uns aussieht.“

Henning zog lächelnd ihre Hand an seine Lippen. „Sie sind so gut, liebe Frau Schwiegermama,“ sagte er verbindlich. „Und dabei wollen Sie mir doch das Beste schenken, was Sie in Ihrem Hause haben.“

„Nanu?“ sagte sie erstaunt, „da- von weiß ich ja noch gar nichts. Wie meinen Sie das, Herr Graf?“

Hermine machte ein bitterböses Gesicht, und Hartung setzte eine lastaktische Miene auf. „Damit meint er doch mich!“ sagte sie zurechtweisend.

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte Frau Ludmüller. Aber dann seufzte sie: „Ach ja, man hat doch nur eine Tochter.“

Magda sah mit großen Augen zur Mutter hinüber. „Und ich?“ stand in diesem Blick zu lesen.

Graf Broddorf hatte diesen Blick aufgefangen. Das arme junge Ding tat ihm leid. „Gewiß,“ sagte er darum und nicht freundlich der Schwägerin zu. „Nur eine solche Tochter. Denn ihre beiden Kinder sind wirklich so verschieden voneinander, daß man sie kaum für Schwestern halten möchte.“

„Da haben Sie recht, Herr Graf und Schwiegerjohn,“ bestätigte Frau Ludmüller mit Stolz. „Hermine ist ganz nach mir geschlagen, und Magda, das Kind, nach dem Vater. Finden Sie nicht auch?“

Draußen hörte man hallende Schritte und eine laute Stimme.

„So, so — beim Essen sind sie schon,“ sagte im Flur eine behäbige Stimme mit breitem

Donfall. „Sieh mal an! Nicht mal 'n bißchen warten können sie. Was sagst Du, Fritz? Schon Cloß zwei? Ja, ja, dann bin ich ja bannig spät gekommen. Und einen Mordshunger hab' ich mitgebracht.“

„Der Vater!“ sagte Magda leise.

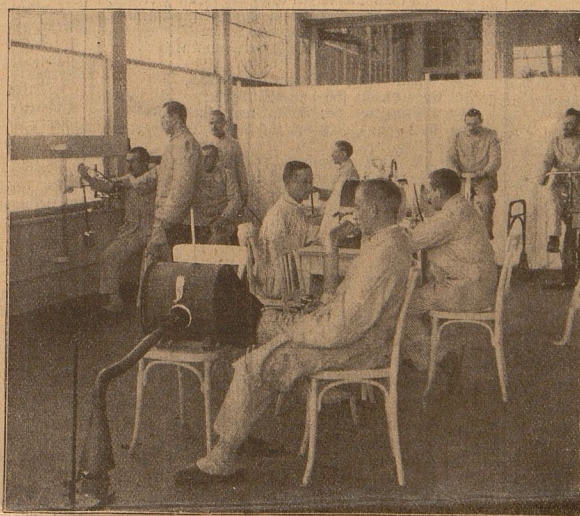
Die Mutter und Hermine sahen sich heimlich an. Sie hörten schon an der Stimme, daß der Hausherr etwas zu viel des Guten getan. Magda war rasch hinausgegangen. Sie faßte den Vater zärtlich um und zog ihn ins Schlafzimmer.

„Wir haben Besuch, Papa“, sagte sie. „Du mußt Dich erst ein bißchen waschen. Und den guten Koch zieh' auch an, und andere Stiefel.“

„Nanu, mein Kindling!“ brummte er gemühtlich. „Was ist denn da los? Du bist ja ganz feierlich.“

Aber sie war schon zur Tür hinaus. Da ging er an den großen Schrank und holte den Sonntags-rock heraus, und dann wusch er sich, daß die ganze Marmorplatte des Waschtisches überschwemmt war.

Drimmen saßen sie erwartungsvoll. Magda hatte sich still auf ihren Platz gesetzt. „Er kommt



Die orthopädische Anstalt in den Räumen der Grünwald-Brennbahn in Berlin.

Anschließend an das Lazarett der Grünwald-Brennbahn ist eine orthopädische Anstalt eingerichtet worden, wofelbst die Glieder unserer in Genesung befindlichen Krieger wieder vollständig gebrauchsfähig gemacht werden.

gleich,“ räumte sie der Mutter zu. Und nun ging endlich die Tür auf.

Papa Ludmüller blieb erstaunt auf der Schwelle stehen. „Oho, das ist ja 'ne große Ehre!“ sagte er und machte einen Diener in der Richtung des Grafen. „Herr Graf, ich habe das Vergnügen.“

Graf Broddorf war aufgestanden; Hermine folgte seinem Beispiel.

„Bitte, lassen Sie sich ja nicht stören — ganz wie zu Hause,“ — ganz wie zu Hause,“ komplimentierte Ludmüller. Aber seine Frau unterbrach ihn kurz.

„Es ist nur gut, daß Du überhaupt gekommen bist. Willst Du nicht die Tür hinter Dir zumachen? Wir feiern hier nämlich Verlobung. Unsere Hermine und der Herr Graf —“

„Nu hör' aber auf mit den Witzn, Alte,“ sagte er. „Denkst Du, ich trische auf dem Leim?“

„Nee, nee — wir haben zwar eben ein paar Flaschen Rudesheimer verzapft — aber so weit ist es noch nicht.“

Henning hatte die Situation sofort übersehen. Papa Ludmüller war im gemühtlichsten Stadium. Das konnte vorkommen. Er hatte schon andere Leute angeheitert gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

falt und langsam erschien er mir in diesem Linsenbild), daß dieser Nebenmann, der hätte mehr als Menschenkraft haben mögen, um den Väterlichen, Gereinen, Kraut, Kinder, Mutter bezutragen. Nichts als einen schweißenden Gruß konnte ich ihm geben, und durfte hinausgehen in den Vaterland gehen, was er geben hätte. Am Ende des Zimmers lagen drei Männer, die mit durch das tiefe Schwarz ihrer wilden Härte aufstehen. Franzosen. Sie schlugen die Beiden zurück und zeigten, unangeordnet, in einer mehrhöflichen Gestalt — als zeigten sie eine Ehrens würdigkeit, und wollten sich dadurch erkennen lassen für das Erbarmen des Feindes — jeder den Stutzen seines Feindes, das ihm, hoch an der Hüfte, abgenommen war. Der Mid ihrer Augen erinnerte mich an etwas, das ich nicht gleich in mir finden konnte. Erst später fiel mir ein, daß es der Mid der vor den überschweren starren angetriebenen Pferde war. Der Mid der umstehend leidenden Kreatur. In der kleinen Leichenhalle, wieder ein paar Häuser weiter, waren Tannen aufgestellt. Ein Gefallener lag einsam da. Auf dem Dorfstrich inmitten sahen wir, wie Kameraden sein Grab anschauten. Drei Reihen von deutschen Gräbern waren da zwischen den Gräbern der Bayern. Wie ein Blumengarten war es. Auf jedem Hügel stand ein gut geschütztes Holzkreuz mit Namen und Todeszeit. Wisentellen lagen zwei Gefallene wie Brüder in einem Grab. Auf einigen Gräbern war das Holzkreuz schon durch einen sanfter gemischten Stein ersetzt, der noch nach hundert Jahren erzählen wird, was er weiß. Auch ein Franzose lag begraben da unter Kreuz und Tannen wie die Deutschen. Mir wurde gesagt, daß die Einwohner darüber voll Bewunderung und Dank waren.) In ihren freien Stunden kommen die Soldaten her und schmücken die Gräber der Gefährten. Jedes einzelne Grab ist übrigens in einen genauen Plan eingezeichnet, so daß selbst bei Zerstörung durch irgend welche Unfälle jedes Grab von den Angehörigen wieder zu finden sein wird.

Von den Toten zu den Lebendigen. Sie schaffen, als ob nicht auch jeder von ihnen und jeder von denen, für die sie sorgen, hündlich zu den Stimmen hindernbereinigt sein könnte. Da stand ein Modern ein zweifelhafte Apparat, der Sumpfpflanzen durch Filtern, Kochen und wieder Salzziehen in Trinkwasser umwandelt. Wieder war die Anfertigung des einachen deutschen Mannes zu erkennen. Einen zerstückten Schuppen hatte man neu bedacht und zu einem Bad gemacht. Draußen hob eine Handpumpe das Wasser hoch, die man irgendwo gefunden hatte. Der Tier war aus starkem Eisenblech gerundet. Ich sagte: „Der wird nicht lange halten.“ „Dann machen wir einen neuen“, war die Antwort. Es gibt hier Bäder und Brausebäder. Drei bis vierhundert Soldaten baden hier täglich. Sie drängen sich auch heute hinzu, wollen alle länger bleiben, als Zahl, Zeit, Raum möglich machen können. In einen offenen Wartenraum, in den man von der Straße ohne Tür gleich hineintrifft, hingen die neuen Depeschen an der Wand, die der „Zeitungsdiener“ in deutscher und französischer Sprache täglich heransgibt. Daneben — eine Art Sammelstellung — waren viele hundert Bilder, aus Feinschriften gerissen, aufgestellt. Erst im Vor war noch eine nicht nur humorvolle, sondern auch sehr nötige Anstalt: das „Entlassungsbuch“, von dem der Ruf schon jetzt weitum durch die vorderen Stellungen ging. Während der Patient ein

Schweißbad nimmt, werden die Kleider eine Stunde lang ausgedreht.

Von dem tapferen Humor hier brauche ich, eine Strapazende weiter, einen kleinen Beweis. Der Schreiber der Sanitätskompanie ist, vor wenigen Tagen, in seiner Kammer, als eine einhabende Granate ihn mit Tisch, Stuhl und Papieren gegen die Wand wirft. Er sagt: „Wo eine Granate hingefallen ist, fällt keine zweite hin. Wo könnte ich also jetzt sicherer sitzen als hier?“ Nicht mit Stein seine Wand aus, und sah, als ich kam, an alten Mied und ichrieb.

Meine Verwundeten.

Von Dr. Franz N. N. Jung

Geleitet des Amerikanischen Roten-Kreuz-Lazarets München.

Ihr kamt zu mir mit den zerstückten Händen, Durch Arm und Bein war Todesgruß gegangen, Ihr saht mich an, ich sollt die Schmerzen enden, Sollt Rosen zaubern auf die bleichen Wangen.

Von Saarburg, Arzras, Nymen kamen Scharen; Das düst're Velen und die Trop-Vogelien, Sie waren eure Männerkraft auf Bahnen. Nun kamt Ihr her, in Hoffnung, zu genesen.

Doch, ob auch Schmerzen Euch die Brust zerrißen, Der Feuerschmerz war nicht in Euch verglommen. Ihr laget selbsthaft in euren Rücken Und keine Klage hab' ich je vernommen.

Wie kante ich vor euren Seelenadel, Als eure Größe sich mir offenbarte; Ihr Stillen, treu der Pflicht und ohne Fadel, Die Gott zum Schutz um die Standarte scharte.

Doch die Vollkommenheit der Männertugend, Das Tiefste, Beste, was ich je erlebte, War die Weisheit der süßen Jugend, Der's Herz fest unterm Eisen-Kreuz bebt.

(Jugend.)

Ein Artillerieduell.

Von einem Offizier eines jungen Artillerie-Regiments, das hervorragend an dem berühmten Durchbruch bei Bezeging beteiligt war, geht der „Tägl. Rundschau“ folgender Bericht zu. Bekanntlich hat sich die 3. Garde-Inf.-Division (GeneralVignani), die den westlichen Flügel der Durchbruchfront bildete, bei diesen Kämpfen mit Ruhm bedeckt. Das Artillerie-Regiment, von dem hier die Rede ist, gehörte einem sprengfähigen Korps an und kämpfte an dem östlichen Flügel. Von den Heldentaten der dort stehenden Truppenteile gibt die Schilderung ein interessantes Bild.

Wieder brach die Nacht herein, die dritte Nacht in banger Unwissenheit des kommenden Tages, die letzte

Nacht, die uns nach menschlicher Berechnung als freie deutsche Soldaten sehen mußte. Die Wahrscheinlichkeit, am nächsten Tage dem übermächtigen Gegner in die Hände zu fallen, war überwältigend. Ein jeder zog diese Wahrscheinlichkeit in Betracht, und dementsprechend war die Stimmung ernst und gedrückt. Vornehmst liegen die durch die abendlichen schmerzlichen Kämpfe und die durch Schlachtlosigkeit überreizten Nerven die Lage auch verzweifelter erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

Langsam fruch die Nacht dahin. Dreimal schredten den eben eingeschlafenen die grauig klingenden „Arnh-, Arnh-“ Schreie der in nächstlicher Stunde anlaufenden Eskadren in die Höhe. Mit weitendem Schreiener fielen die Batterien ein und schlugen im Bereich mit den braven Jägern alle drei Sturmangriffe auf nächste Entfernung zurück.

Langsam grante der Tag. Und alsbald begannen auch schon wieder jenseits des Bahndammes die russischen Batterien zu feuern. Immer also noch Feinde ringsum, der dritte Tag — wie wird er enden? Da — ein Hoffnungsschlag! Ein erneuter Sturmangriff der braven Jäger, die im nächstlichen Kampfe, wie sich jetzt erst bei Tage zeigt, dem Gegner blutige Verluste zugefügt haben — in dichter Masse liegen die Kuffenleichen aufgebahrt —, wirkt die wiederum Infanteriedivision zurück.

Ein Loch in der feindlichen Linie ist entstanden. Eine Lücke nahe einem großen Bahnhof an der Chaussee. Und schon blüht ein Gedanke dem Führer der Artillerie auf. Jetzt oder nie!

Schnell sind die Batterien in Wade aufgeproßt. In schlanke Trabe geht es auf der Chaussee über die Bahngasse. Gerade fährt noch pustend und saugend ein Zug von Panzern, der im benachbarten Bahnhof aus Richtung herangeführte Reiteren entladen sollte. Schnell, schnell! Vorwärts?

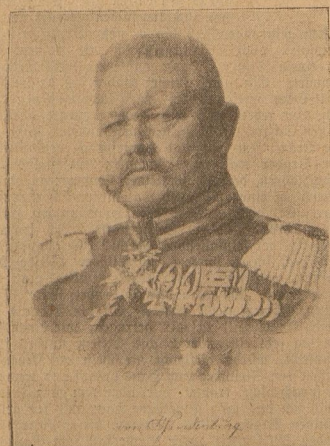
Eine jede Anleiteredung führt die Batterie drei Kilometer vor, gefolgt von einer zweiten, und proßt in offener Feuerstellung hart an der Chaussee ab. Sie steht den feindlichen Batterien, die uns so viel zu schaffen machten, im Rücken.

Einige kurze Kommandos, schon fahren die beiden ersten Geschosse aus den Rohren. Bald ist die richtige Entfernung gefunden, und Gruppe auf Gruppe faßt den russischen Batterien in Rücken und Flanke.

Doch schnell und gewandt — die russische Artillerie ist hervorragend — wenden sich zwei der feindlichen Batterien gegen unsere beiden.

Die russischen Batterien offen, unsere offen — ein seltsames Artillerieduell auf die kurze Entfernung von nur 2300 Metern.

Der Russe hat die Entfernung gut eingeschätzt, gleich der erste Schuß fährt in die Progen der einen Batterie, löst einen Bizewachmutter, einige Mann und mehrere Pferde, und bald folgt Treffer auf Treffer. Die Schrapnellkugeln prasseln wie Erbsen an die Schilde und fahren in die Säuler, hinter denen die Handpferde unsicheren Schuss gesucht haben. Bei der kurzen Entfernung hat sich der Feind auch bald genau eingeschossen. Aber unsere Munition ist besser, auch haben wir Glück. Drei Volkshörer sind kurz hintereinander in den Geschüßen der feindlichen Batterien deutlich zu beobachten. Das löst den Gegner, er erlischt, er stellt das Feuer ein und denkt daran, aufzuprohen. In Trabe kommt die Progen her-



Bildgröße 28x38 cm

Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft

m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

Kaiser Wilhelm II.

Wilhelm, Kronprinz

von Preussen

Rupprecht, Kronprinz

von Bayern

Herzog Albrecht von Würt-

temberg

von Besefer, General der Inf.

von Bülow, Generaloberst

von Einem, General der Inf.

von der Goltz, Generalfeld-

marschall

von Hindenburg, Generalfeld-

marschall

von Heeringen, Generaloberst

von Kluck, Generaloberst

SD

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084 **Berlin SW 68, Ritterstraße 50** Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Preussische Weingrosshandlung
G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,25

— In Korbbiltschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensing	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um geell. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

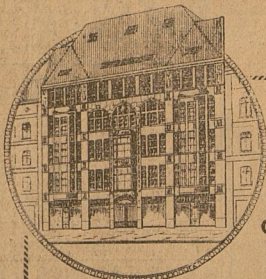
inklusive Glas

Bei Bezug von Waren

bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.